

Heinz Küpper
Simplicius 45



VERLAG
RALF LIEBE

Wir lebten alle in den Etagenwohnungen eines großen, gelbbraunen Blocks am östlichen Stadtrand, der ursprünglich für die Offiziere der französischen Besatzungstruppen nach dem Ersten Weltkrieg gebaut worden war. Nun hausten schon lange wieder Deutsche dort, Brünhilde mit ihrer Mutter und ihrem Vater, Andreas mit seiner Schwester Maria und seinem Vater, ich mit meiner Mutter und meinem Vater und auch meinem Bruder. Brünhilde war zwei Jahre älter als Andreas und ich und wohnte zunächst nur so im gleichen Block, aber Andreas und ich waren Freunde. Wir saßen in denselben Klassen in der Volksschule und im Gymnasium, das damals Oberschule hieß, und auch der Schulweg, durch Obstgärten damals noch, sowie die nähere Umgebung des Stadtrandes, die Viehweiden und die Wildnis zwischen Bach und Bahndamm gehörten uns gemeinsam. Wir waren der gleichen Meinung über Roller und Mädchen, später auch über Pistolen und Mädchen, aber es gab doch einen großen Unterschied zwischen uns. Ich war Nazi und Andreas nicht. Ich hasste die Juden, und Andreas hasste sie anscheinend nicht. Brünhilde wiederum hasste die Juden auch.

Ich bin am 20. April 1931 in dieser Stadt geboren. Vielleicht hing es mit diesem Tag zusammen, dass ich Nazi war. Schon im Kindergarten, wir nannten ihn damals noch Verwahrschule, war dieser Tag etwas Besonderes. Blumen und Lieder verzierten ihn, Fahnen, Hakenkreuzfahnen, Alpenveilchen und Nichts-kann-uns-rauben im Kindergarten und draußen, die Schwester erzählte uns schon vorher, und wir waren aufgeregt und glücklich, und ich wurde immer genannt mit dem Führer zusammen, bekam immer ein bisschen mit von seinem Glanz, dem Glanz des großen Kinderfreundes, der bis in das Zimmer in der Jakobstraße strahlte,

in ein Zimmer, das früher zu einer jüdischen Villa gehört hatte, in dem aber jetzt das blumengeschmückte Bild unseres großen Kinderfreundes hing. Er hatte einen blonden Jungen wie mich auf dem Arm, hatte mich auf dem Arm, und zu dem Tag brachten alle Kinder Blumen mit für mich und das Bild des Führers. Ich unterhielt mich mit Andreas über ›großer Kinderfreund‹, und wir kamen überein, dass dies so etwas wie der liebe Heiland sein müsse, denn in dem Buch, aus dem Maria, die große Schwester von Andreas, vorlas, hieß es immer der göttliche Kinderfreund. Also Fahnen, Blumen, Lieder und abends ein Fackelzug, mein Vater zog die Uniform an und ging außer Haus, mein Bruder desgleichen, ich bekam den Roller, dann das Pedalenauto, dann den Ranzen, dann den Stahlhelm und das Gewehr, immer zu Führers Geburtstag. Ich bekam jedes Jahr den Fackelzug und war stolz und beneidet. Brünhilde und Andreas kamen zum Kaffee, und so wird es sich ergeben haben, dass ich ein Nazi wurde und die Juden hasste.

Andreas und ich waren im zweiten Schuljahr, als mir klar wurde, warum man die Juden hassen musste. Denn im November 1938 brannte es in der Stadt an zwei Stellen, in der Synagoge und in einem großen Kaufhaus. Wir kamen mittags aus der Schule, unsere drei Judenjungen hatten gefehlt. Das war uns aufgefallen, weil wir heute wieder einmal gebetet hatten. Dann standen sie zwar mit auf, ließen aber die Arme herabhängen und sprachen nicht mit, obgleich sie das Alles-meinem-Gott-zu-Ehren inzwischen hätten auswendig können müssen, denn wir beteten damals noch des Öfteren in der Schule. Das Heil Hitler hinterher machten sie aber mit. Heute nun fehlten sie alle drei, und unserem Lehrer, als wir es ihm meldeten, schien das nicht zu interessieren. Mittags aber war was los. Die SA marschierte, die Feuerwehr klingelte durch die Medardusstraße, Leute und Kinder liefen auf den dicken

Qualm zu, der über der Annaturmstraße stand. Die Synagoge brannte. Was ist Synagoge? Es ist die Kirche von den Juden. Ich wusste es, und Andreas verbreitete mein Wissen unter unseren Klassenkameraden. Natürlich wollten wir auch zu dem Qualm, der über der Annaturmstraße stand, aber schon auf der Rathausstraße wurde unsere Aufmerksamkeit so völlig in Anspruch genommen, dass wir nicht mehr weiterliefen, sondern stehen blieben und zuschauten. Heute Morgen und gestern Morgen und gestern Mittag und immer war da ein Schaufenster gewesen mit der Aufschrift: Julius Kahn, Ochsen- und Schweinemetzgerei, und darunter die Aufschrift: Deutsche, wehrt euch! Kauft nicht beim Juden! Heute Mittag aber war dieses Schaufenster nicht mehr da, und wir konnten wahrhaftig in das Haus sehen. Ein Haus, in das man tief hineinsehen konnte, ein schamloses Haus. Nun wusste ich auch, warum man die Juden hassen musste, obgleich ich nicht genau wusste, was Hassen war. Besser hätte das Haus sein Schaufenster und seine übrigen Scheiben behalten, denn sein Inneres, das nun entblößt war, konnte einem auch nicht sonderlich gefallen. Im Laden schaukelte die dreieckige Waage schief über der Theke, und auch das Fleisch, die enthäuteten halben Tiere hingen nicht ordnungsgemäß an den Haken, sondern lagen auf dem Boden im Dreck, vom Deckenputz gepudert und mit Mörtelstückchen gespickt, eine Fliesenwand war aufgeplatzt, ein Spiegel zertrümmert, und wenn man in die Zimmerfenster blickte, Löcher nun, aus denen die Gardinen weiß und nervös herauswehten, so mochte man schon gar nicht mehr hinschauen: Schränke umgestürzt, Sofas, Tische zerspalten, Stühle, so also sahen die Häuser von Juden aus, wenn sie einmal die Scheiben verloren hatten.

Da war es schon gut, dass zwei SA-Männer vor dem Haus standen, mit gespreizten Beinen, die Daumen hinter das Koppel geklemmt, und aufpassten. Ich hatte Angst vor

ihnen, vor ihren roten Gesichtern über uns, sie mussten wütend sein, aber es war gut, dass sie da standen, und nun lachten sie Gott sei Dank auch, als ein Mann dreist bei ihnen stehen blieb, und sagten: »Denen haben wir's gegeben.« Dann bekamen sie Bier gebracht, tranken und stellten die grünen Flaschen neben ihre Stiefel, die rücksichtslos über die Glassplitter auf dem Straßenpflaster emporragten. Ich weiß nicht, wie lange wir dort geblieben sind, Andreas und ich. Bis in die Straßenmitte hinein war das Glas der Scheiben gespritzt, Glas auf der Straße. Ich hörte unsere Schwester aus der Verwahrschule. Bei einem Ausflug zum Stadtwald hatte sie uns Limonade gekauft, ein Mädchen ließ seine Flasche fallen, sie klirrte, Glas auf der Straße. Das Mädchen weinte, und der Mann aus der Bude kam mit einem riesigen Besen, kehrte das Glas zusammen, wegen den Radfahrern, wegen den Autos, wegen den Kindern, wegen seinem Hund, sagte er, und ich hörte die Schwester sagen: Kinder, hütet euch, wenn Glas auf der Straße liegt, und wir atmeten alle auf, als es in der Mülltonne verschwand und zum letzten Mal klirrte. Hier aber lag noch viel mehr Glas auf der Straße, und ich ging hin, schubste eine große Scherbe, unter der man die Straße sah, zuerst mit dem Fuß und hob sie dann auf und steckte sie in meinen Tornister. Sofort luden alle ihre Tornister ab und suchten sich ihre Scherben. Die SA-Männer lachten Gott sei Dank wieder, als wir um ihre Stiefel krabbelten, aber auf der Straße blieb immer noch viel Glas liegen. Dann gingen wir nach Hause, zuletzt Andreas und ich allein, und vor dem Block trafen wir Brünhilde. Wir erzählten ihr, was wir gesehen hatten, und wollten ihr unser Glas zeigen, aber wir hätten auch diesmal besser erst gar nicht angefangen, mit einem Mädchen zu reden. Sie war zwei Jahre älter als wir, schon im BDM, und lachte und sagte, sie habe viel mehr von solchen Häusern gesehen, und packte dann eine Arm-

banduhr aus, eine richtige Armbanduhr, auf die wir allenfalls zu unserer Ersten Heiligen Kommunion demnächst in einer Ewigkeit hoffen durften, und sagte, die hat mir ein SA-Mann geschenkt, ein Untergebener von meinem Onkel. Was ist ein Untergebener? Wir fragten lieber erst nicht, wir standen sowieso schon da mit unseren lächerlichen Glasscherben.

Mein Vater hatte dienstfrei und war zu Hause, und wie der Lehrer in der Schule sich nicht für die fehlenden Jungen interessierte, so interessierte mein Vater sich nicht für meine verspätete Heimkehr und meinen Bericht. »Hat unser Studienrat schon gestern in der Klasse gesagt, Kahn, Rosenbaum und Katzer könnten morgen nicht kommen und vielleicht übermorgen auch nicht«, trompetete mein Bruder. Er war früher zu Hause angelangt als ich, hatte schon gegessen und seine Pimpfenuniform angezogen und schob nun los. Ich wollte mit und mochte nichts essen, aber mein Vater zog seine Uniform nicht an, nicht einmal seine Armprothese, und wollte auch nicht herausgehen. Meine Mutter wollte nicht, dass ich allein ginge, aber mein Bruder durfte, und dabei war er bloß sechs Jahre älter als ich. Ich war wütend und lief in die nächste Etage zu Andreas. Aber auch der Vater von Andreas wollte nicht aus dem Haus gehen, er saß wie meiner am Tisch und sah ihm heute ähnlich, obgleich sie sich sonst ziemlich unterschieden. Er hatte schwarze Augen und eine eingeschlagene Nase vom Krieg, mein Vater hatte blaue Augen und eine Hand weg, auch vom Krieg, der Vater von Andreas hatte eine Glatze und mein Vater keine, mein Vater hatte eine Uniform, und sein Vater hatte nicht einmal ein Parteiabzeichen, und das schien der wichtigste Unterschied zu sein. Aber jetzt ließen sie uns beide im Stich. Denn natürlich wollte auch Andreas los und durfte nicht allein heraus. Da erbarmte sich schließlich

Maria unser, sie war neun Jahre älter als wir und somit schon kein Mädchen mehr. Wir sollten ihr nicht von der Hand fortlaufen, und sie zog auch nicht ihre BDM-Uniform an. Aber es war immerhin schon etwas, und wir bekamen noch herrliche Dinge zu sehen an diesem Nachmittag. Viele Häuser wie das in der Rathausstraße, überall Glas auf der Straße, und auf dem Neuen Markt ein Martinsfeuer, in dem sogar Autos verbrannt wurden. Wir sahen so viel Feuerwehr wie nie und Große und Kinder, und als wir ein paar Juden sahen, fasste Andreas Maria wieder an der Hand, und ich tat dasselbe. Es war nicht wegen den Juden, die waren weit weg und wurden auf einem Lastwagen langsam vorbeigefahren und riefen zudem in der ganzen Zeit laut Heil Hitler. Sie waren nicht gekämmt und hatten blaue und blutige Flecke in den Gesichtern, zerrissene Anzüge, und das sah beinahe aus wie ein Wagen aus dem Karnevalszug. Dazu passte aber nicht, dass sie nicht lachten, und dazu passte nicht der Deutsche Gruß. Deshalb vielleicht fasste auch ich Maria wieder an der Hand. Die SA auf dem Auto lachte, und fröhliche Zurufe flogen hin und her. Aber plötzlich merkte ich, dass Maria weinte. Da musste ich auch weinen und Andreas auch, und zwei SA-Männer nahmen uns auf den Arm, so wie der Führer den kleinen Jungen auf dem Bild, und tanzten ein bisschen mit uns herum. Also doch Karneval? Ich fand das ganz gut, war stolz und lachte schon wieder, obgleich mein SA-Mann eine Fahne hatte und ich froh war, als ich wieder aus seinem Atem kam und auf der Erde stand. Aber Andreas strampelte und trat den seinen mit den Füßen gegen den Bauch. Wir wurden wieder abgesetzt, und der Wagen mit den Juden bog da schon in die Schlagesterstraße ein, die SA-Männer liefen hinterher. Auch Maria weinte nun nicht mehr, nahm uns wieder an die Hand, ziemlich fest sogar, und sagte: »Die Menschen, was sie mit

denen machen, Andreas, vergiss das nicht, Andreas, nie!« Mir war das nicht ganz klar, es waren doch Juden. Mir war manches nicht klar, und ich sagte lieber nichts. In den nächsten Tagen kamen die Unterschiede zwischen meinem Vater und dem Vater von Andreas wieder. Mein Vater ging wieder in Uniform aus dem Haus, und ich erzählte, was Maria gesagt hatte. Mein Vater brummte, sagte aber nichts gegen Maria und meinte: »Die Juden, schön, aber die Sachwerte, die Vernichtung der Sachwerte, das war nicht nötig.« So ungefähr. Meine Mutter bestätigte seufzend: »Die Sachwerte.« Das mit den Juden war also klar. Das stand auch in der Zeitung, und mein Vater las es uns vor. Aber was sind Sachwerte?

Mein Bruder hatte zwei riesige Messer mitgebracht an jenem Abend, beide blauschwarz, ein gekrümmtes und ein gerades, aus einem jüdischen Geschäft, wie er erklärte. Er bekam dafür ein paar Ohrfeigen von meinem Vater. Als am nächsten Tag in der Zeitung stand, dass die Polizei nach geplündertem Gut fahnde und Plünderer ordnungsgemäß bestrafen würde, bekam er auch das vorgelesen und noch ein paar Ohrfeigen, diesmal in Zivil. Aber die Polizei kam nicht zu uns, und die ganze Aufregung war umsonst. Die Messer lagen in einem Schränkchen im Badezimmer, und ich habe oft mit ihnen gespielt, besonders mit dem gekrümmten, das aussah wie der Degen eines orientalischen Scheichs. Aber es waren richtige Messer, und das gerade benutzen wir heute noch als Brotmesser, wir, das heißt, meine Mutter und ich, denn mein Vater und mein Bruder leben nicht mehr.

Das mit den Juden war also klar. Unsere Judenjungen kamen überhaupt nicht mehr in die Schule. Nach drei Tagen hatten wir sie völlig vergessen. Gebetet wurde nun auch kaum noch, nur noch mittwochs in der letzten Stunde, wo im Stundenplan Religion stand. Dann schlugen wir den Katechismus auf, und unser großer, schwerer Lehrer sagte: »Gnade«, sagte: »Erlösung«, sagte: »Blut«. Was ist Gnade? Wir kapierten das doch nicht, und eines Tages brüllte er: »Katechismus zu!« und: »Andreas, sag das Horst-Wessel-Lied auf!« Und Andreas spritzte aus der Bank und schmettete das Horst-Wessel-Lied, bekam eins von den weißen Fleißkärtchen, das so viel wert war wie fünf rote.

Das war aber schon im dritten Schuljahr, und vorläufig erzähle ich noch vom zweiten. Ein paar Tage nach jenem Karnevals- und Martinszug im November durfte ich wieder allein in die Stadt zugucken, wie die Juden die Annaturmstraße vor der Synagoge aufräumen mussten. Es waren ganz alte Juden, die ich noch nie gesehen hatte, sie trugen lange, schwarze Kittel, waren angezogen wie alte Omas und waren ja auch alt. Auf dem Kopf trugen sie schwarze, runde Käppis und hatten lange, schmutzige Bärte. Sie waren überhaupt schmutzig und watschelten mit ihren Besen und Schaufeln hin und her, ziemlich klein und geknickt, und zu drei Mann hoch mussten sie an den schweren, bauchigen Schubkarren des Städtischen Bauhofes ziehen. Ihre Gesichter waren sehr ernst, und sie schafften das Glas von der Straße, den Schutt, die verkohlten Balken. Als die Straße gesäubert war, fiel dem SA-Führer auf, dass der Stern Davids geknickt und schief noch auf der Kuppel der Synagoge hing. Mutig trat er in die ausgebrannte Halle, deren Boden noch gebirgig schwarz und wüst qualmte, deren Kuppel noch

innen blau leuchtete, mit Sternen drin. Wir wollten nach, obgleich ich Angst hatte vor dem Gebirge unten und dem Himmel oben, ich schloss mich Brünhilde an, denn es war ja ihr Onkel, aber er schnauzte sogar sie an, und so blieben wir draußen. Wir sahen ihn in dem Schutt herumklettern und eine Aufstiegsstelle suchen zu dem Himmel und dem Stern Davids. Dann brachte die Feuerwehr ein Seil, so lang, wie ich noch keins gesehen hatte, und Brünhildes Onkel stapfte mit schmutzigen Stiefeln aus dem Schutt, winkte mit dem Daumen zwei von diesen alten Juden zu sich, hing dem einen das Seil um den Hals und stieß dem anderen seinen linken Stiefel in den Bart. Der Jude musste ihm die Stiefel mit seinem schwarzen Frauenkleid abputzen und dann mit dem Bart blank reiben, und wir quietschten vor Vergnügen, wie er dabei mit dem Kopf auf- und niederschlug wie ein aufgeregtes Pferd. So einen Onkel müsste man haben, dachte ich und war wieder neidisch auf Brünhilde. Sie hatte ihn nicht verdient. Der andere herangewinkte Jude sah auch wie ein Pferd aus, mit dem dicken Seilkranz um den Hals. Auch über ihn sollten wir gleich zu lachen bekommen. Er musste diesen Himmel hinaufturnen, in seinem langen Omakleid, und zeigte dabei lächerliche dünne Beine in weißen Unterhosen. Aber er kam heil hinauf und schlang das Seil um den geknickten Stern, warf es herab und blieb auf der Kuppel neben dem Stern Davids hocken. Dann mussten sich alle anderen Juden an das Seil spannen und den Stern Davids herunterziehen. Wir alle riefen im Chor Hau-Ruck, aber sie schafften es nicht. Die SA wurde ärgerlich und machte von ihren Stiefeln Gebrauch, da aber rief Brünhildes wundervoller Onkel: »Kameraden, jetzt wollen wir dem Geschmeiß mal zeigen, was deutsche Kraft vermag!« Da warf die SA im hohen Bogen die Juden vom Seil und spannte sich selbst an. Die SA war zahlreicher und jünger als die paar alten

Omajuden, und auch wir Kinder durften mitziehen. So lag der Stern Davids bald auf der Straße und riss noch eine Menge prasselnden Schutt mit. Den mussten die Juden dann wieder wegräumen. Das war mir nun zu langweilig, und ich wartete bloß noch ab, bis der Alte von der Kuppel wieder herabgekommen war. Dann ging ich nach Hause und erzählte, wie wir den Stern heruntergezogen hatten.

Am nächsten Morgen klingelte Andreas wie immer bei uns, und wir gingen zusammen in die Schule. Er hatte gestern Nachmittag nicht gedurft, und ich gab nun an mit dem, was ich miterlebt und mitgeschafft, er aber versäumt hatte. An diesem Morgen herrschte der dickste Nebel, und nicht mehr wir selbst, nur noch unsere Füße erkannten unseren Schulweg. Es gab die Stadt nicht mehr, jedenfalls viele Häuser und viele Bäume gab es nicht mehr, und wir zögerten an der Stelle, wo wir die Wilhelmstraße überqueren mussten, weil es völlig ungewiss war, ob es die andere Seite der Straße noch gab. Sie war noch da, aber als wir in die Martinsgasse einbogen, da war etwas plötzlich nicht mehr da, und wir wussten nicht sofort, was. Es war der Turm von St. Medard, es gab ihn nicht mehr, und ich sagte zu Andreas: »Das haben die Juden getan.« Nun, es sollte sich bald, Gott sei Dank, herausstellen, dass die Juden das nicht getan hatten, aber in diesem Augenblick glaubte selbst Andreas daran.